

## Der lange Schatten der ‚Gesellschaftsgeschichte‘

### Zur Problematik einer Konzeption

1994 hat Ernst Hanisch eine „Österreichische Gesellschaftsgeschichte im 20. Jahrhundert“ (hier fortan ÖGG) vorgelegt.<sup>1</sup> Den geschichtswissenschaftlichen und kulturellen Zusammenhang seines Unternehmens sieht er durch eine „Explosion der Themen, Methoden, Spezialisten“ gekennzeichnet. Dadurch wachse das Bedürfnis nach Synthesen, Überblicksdarstellungen, nach einem „Gesamtbild“, das nicht nur von Journalisten gezeichnet werden dürfe. Eine solche Synthese soll vorliegenden Werk bieten. Hierzu bedient sich Hanisch des „Paradigma(s) ‚Gesellschaftsgeschichte‘“. Es basiert auf Ansätzen Max Webers und Jürgen Habermas' sowie der weiterführenden Debatte um „Geschichte als Historische Sozialwissenschaft“, die vor allem von Hans-Ulrich Wehler und Jürgen Kocka geprägt wurde. Das gesellschaftsgeschichtliche Paradigma sieht jede „menschliche Gruppe“ durch drei „Grundpfeiler“, nämlich „Arbeit – Macht – Sprache“ respektive „Wirtschaft – Politik – Kultur“, gestützt. Damit schließt Hanisch konzeptionell an die seit 1987 erscheinende „Deutsche Gesellschaftsgeschichte“ (hier fortan DGG) Wehlers an.<sup>2</sup>

Hanisch verweist auf zwei Defizite in Wehlers Deutscher Gesellschaftsgeschichte. Die kalte Strukturgeschichte (Gesellschafts- und Strukturgeschichte gelten ihm offenbar als Synonyme) reflektiere nicht die lebensweltliche Praxis der handelnden und leidenden Menschen,<sup>3</sup> die in der Alltagsgeschichte und in der Historischen Anthropologie das zentrale Thema sei. Die (feministische) Geschlechterge-

1 Ernst Hanisch, *Der lange Schatten des Staates. Österreichische Gesellschaftsgeschichte im 20. Jahrhundert*, Wien 1994.

2 Hans-Ulrich Wehler, *Deutsche Gesellschaftsgeschichte*. Bisher 3 Bände, München 1987/1995; hier Bd. 1, 7.

3 Vgl. dazu bereits Gustav Seibt, *Der redliche Anatom. Ein Gespräch mit dem Historiker Hans-Ulrich Wehler*, in: *Frankfurter Allgemeine Zeitung* v. 4.11.1987, 33; ders., *Bleierne Zeit*, ebd. v.

schichte weise darauf hin, daß „Kategorien wie Geschlecht, Alter, Klasse, Ethnie, Religion“ die vorgeschlagene Trias der Basiskategorien vielfach brechen würden (S. 10 f.). Anstatt nun den alltagsgeschichtlichen Ansatz zu forcieren, wählt Hanisch innerhalb des gesellschaftsgeschichtlichen Paradigmas als „Leitperspektive“ die Kategorie der „Lebenschance(n)“ (Dahrendorf), die als „Scharnier zwischen sozialwissenschaftlicher Theorie und geschichtswissenschaftlicher Analyse“ dienen soll. Offenbar hat Hanisch hier so etwas wie einen dritten Weg zwischen Kulturalismus und Objektivismus im Auge. Der Vorzug der Kategorie Lebenschancen bestehe darin, „strukturell, theoretisch und historisch“ definierbar, von den einleitend dargestellten gesellschaftlichen Subsektoren unabhängig, „wertneutral“ und (mit wissenschaftlichen Methoden) „meßbar“ zu sein. Lebenschancen seien „Funktionen von Wahlmöglichkeiten (Optionen) und Bindungen (Ligaturen)“, wobei ein „Optimum an Lebenschancen“ ein „ausgewogenes Verhältnis von Bindungen und Wahlmöglichkeiten“ für das historische Subjekt herstelle (ÖGG, S. 13 f.). Die Kategorie Lebenschancen biete keine „Supertheorie“, sondern diene der Strukturierung des Stoffes. Zur Analyse seien „jeweils speziellere Theorien“ zu verwenden: die Theorie des Organisierten Kapitalismus, Krisentheorien, Milieutheorien sowie Modelle der Vergleichenden Politikwissenschaft. Davon ausgehend, benennt Hanisch zwei antagonistische „Grundmodelle der österreichischen Geschichte, das gegenreformatorisch-autoritäre und das aufklärerisch-demokratische“. Ihr „Wechselspiel“ wolle er „durch die Geschichte im 20. Jahrhundert aufspüren“ (S. 15).

Letztlich stellt Hanisch seine Arbeit – der Behauptung vom „Ende der Geschichte“ zum Trotz – in den „Rahmen einer allgemeinen Modernisierungstheorie“. Damit gewinnt die Kategorie Lebenschancen kritische Qualität. Angesichts der massenhaften Vernichtung von Lebenschancen durch die Weltkriege und den Nationalsozialismus und der krisenhaften Konsequenzen moderner Naturausbeutung verbiete es sich, „in einen flachen und öden Optimismus zu verfallen“ (S. 14 f.). Auch diese distanziert-bejahende Einstellung zu Modernisierungstheorien teilt Hanisch mit Wehler.<sup>4</sup>

27.2.1992, zit. in Hanisch, Schatten, wie Anm. 1, 20; J.J. Lee, Towards Gesellschaftsgeschichte?, in: German Historical Institute London Bulletin 10 (1988), 3–15, hier 12.

4 Abwägend Hans-Ulrich Wehler, Modernisierungstheorie und Geschichte, Göttingen 1975, 18 ff. vs. 39 ff.; ders., Gegenwart als Geschichte, München 1994, 13–59, 265–284; ders., Geschichte als Historische Sozialwissenschaft, 2. Aufl., Frankfurt am Main 1977, 21; kurz vgl. ders., Gesellschaftsgeschichte, wie Anm. 2., 14–15: „Modernisierung“ als Durchsetzung des Industriekapitalismus, verbunden mit der „Entzauberung der Welt“ (Max Weber); die Aufgabe bestehe in der Analyse der Leistungen und Kosten der modernen Marktgesellschaft. Den Begriff „Lebenschance“ verwendet Wehler selten, allerdings im gleichen Zusammenhang und auch an prominenter Stelle:



In einem anderen wichtigen Punkt könnten hingegen Mißverständnisse auftreten. In der Einleitung schreibt Hanisch: „Der Titel ‚Der lange Schatten des Staates‘ enthält eine These. Die These nämlich, daß sich in Österreich eine besonders starke staatlich-bürokratische Tradition entfaltet hat, daß Modernisierungen häufig von oben ausgehen, daß sich die ‚bürgerliche Gesellschaft‘ nie so recht vom Staat freispielen kann. Es ist eine These, aber keine Polemik. Denn die staatlich-bürokratische Tradition ermöglichte auch eine relativ frühe Ausbildung des Sozialstaates.“ (ÖGG, S. 15)

Wird die These an derart prominenter Stelle – im Titel und in der Einleitung – vorgetragen, gerät der Leser leicht in Gefahr, These und Konzept gleichzusetzen und bei der Lektüre vom Primat des Politischen auszugehen. Wehler argumentiert in seiner Gesellschaftsgeschichte sorgfältiger. Einleitend besteht er modellbezogen auf der „relativen Autonomie“ der „Dimensionen“ Wirtschaft, Herrschaft und Kultur,<sup>5</sup> gegenstandsbezogen hingegen begreift er – ähnlich wie Hanisch für Österreich – die herrschenden, „staatstragenden“ Eliten als Agenten einer „defensiven Modernisierung“. Mithin sei in Deutschland gesellschaftlicher und auch ökonomischer Wandel um 1800 vorrangig von führenden Politikern initiiert und um und nach 1848 von ihnen verhindert oder zumindest verzögert worden.<sup>6</sup>

Es gehe um die zunehmende Überforderung des modernen Sozialstaates, die Härten sozialer Ungleichheit zu mildern, vgl. Wehler, *Gegenwart*, 210; ders., *Gesellschaftsgeschichte*, wie Anm. 2, Bd. 3, 12, 1257, 1268 u.ö.

<sup>5</sup> Wehler, *Gesellschaftsgeschichte*, wie Anm. 2, Bd. 1, 8 f.; ders., *Modernisierungstheorie*, wie Anm. 4, 48, 51 ff.: mit deutlicher Stoßrichtung gegen den Marxismus, demzufolge „das Ökonomische“ „in letzter Instanz“ (Friedrich Engels) über die gesellschaftliche Entwicklung entscheide. Diese These lehnt Wehler als nicht beweisbaren Glaubensakt ab. Ebenso ders., *Max Webers Klassentheorie und die neuere Sozialgeschichte*, in: Jürgen Kocka, Hg., *Max Weber, der Historiker*. Göttingen 1986, 193–212, hier 198 f.

<sup>6</sup> Wehler, *Gesellschaftsgeschichte*, wie Anm. 2, 531 ff.; ebd., Bd. 2, 773: „Politische und soziale Gleichheit wurden verweigert, politische Teilhaberechte sobald wie möglich wieder abgestuft, Privilegien erneut bekräftigt. Der liberale Nationalstaat mitsamt dem Schreckgespenst einer demokratischen Mehrheit im Unterhaus wurde konzessionslos abgelehnt. Immerhin: Nicht nur durch militärische Erfolge, sondern auch durch wohl dosiertes Entgegenkommen gewann die Gegenrevolution festen Boden“. – Die Kernthese des 3. Bds. der *Deutschen Gesellschaftsgeschichte* lautet, bis 1871/73 habe die „deutsche Doppelrevolution“ mit der endgültigen Durchsetzung des industriekapitalistischen Wirtschaftssystems und des Nationalstaates ihren Abschluß gefunden; der Erfolg des zur Reichseinigung geführten Krieges habe jedoch die strukturellen Mängel des Kaiserreiches verdeckt (329, 1250 u.ö.). Die herrschenden konservativen Eliten hätten – zu ihrem kurzfristigen politischen und materiellen Vorteil – notwendige weitreichende Reformen verhindert (beginnend mit Bismarcks zoll- und innenpolitischer Wende 1878/79; 902 ff., 934 ff.); zuvor bereits ders.: *Das deutsche Kaiserreich*, 4. durchgesehene u. bibliographisch erweiterte Aufl., Göttingen 1980, 33 ff. (Hegemonialkrieg und „Revolution von oben“), 56 (zur Symbiose von „Organisier-

Bedeutsam für die Grundkonzeption einer jeden Gesellschaftsgeschichte ist die räumliche und zeitliche Eingrenzung des Gegenstandes. Erstere ist in bezug auf Österreich mit noch größeren Problemen verbunden als in bezug auf Deutschland, entstanden doch auf dem Gebiet der ehemaligen Habsburgermonarchie um 1918/19 völlig neue staatliche Einheiten. Die ÖGG beschränkt sich im wesentlichen auf die Gebiete des heutigen Österreich, allerdings unter Berücksichtigung der Verflechtungen mit den übrigen Gebieten der ehemaligen Monarchie. Der Untersuchungszeitraum ist durch das Grundkonzept der „Österreichischen Geschichte“ mit dem 20. Jahrhundert vorgegeben. Doch Hanisch geht mit dieser Vorgabe flexibel um: Mitte der 1890er Jahre seien in Österreich Anzeichen der gesellschaftlichen Modernisierung gehäuft aufgetreten, so im politischen Sektor (demokratieorientierte Wahlrechtsreform 1896; Nationalitäten- und Antisemitismusproblem; Massenparteien), in der Volkswirtschaft (Organisierter Kapitalismus; vgl. Deutsches Reich), der Elitenkultur (Frauen an Universitäten; Secession) und der Lebenswelt (Kinos, erste Autos, Wintersport). Aus diesem Grund beginnt die Darstellung im späten habsburgischen Kaiserreich.

Das Spezifische der österreichischen Geschichte zeigt sich im Vergleich mit anderen nationalen Gesellschaften Europas. Die ÖGG orientiert sich hierbei an der Geschichte des Deutschen Reiches und der Schweiz, Staaten, „die, zu unterschiedlichen Zeiten und im unterschiedlichen Ausmaße, Muster der Entwicklung von Modernität anboten“ (S. 16). Eine entsprechende Funktion haben Frankreich, Großbritannien und die USA in Wehlers DGG.<sup>7</sup> Beide Autoren sehen sich deshalb herausgefordert, sich auf Thesen zum jeweiligen nationalen ‚Sonderweg‘ einzulassen. Wehler äußert sich nach zwischenzeitlichem Zögern – trotz des Zugeständnisses an seine Kritiker, das Kaiserreich besitze historisch „einen Eigenwert an sich“ – positiv zur Perspektivierung der deutschen Geschichte durch den Begriff ‚Sonderweg‘ (DGG, Bd. 3, S. 1251).<sup>8</sup> Hanisch wertet die politischen Reformen von 1906/07 als Einführung einer „demokratische(n) Herrschaftstechnik in eine obrigkeitsstaatlich gerahmte Verwaltungskultur aus dem 19. Jahrhundert“. Anders als im Deutschen Reich, wo die Wahlrechtskämpfe in Preußen, Sachsen und Hamburg eine undemokratische Erstarrung des Systems signalisierten, habe in Österreich

tem Kapitalismus“ und „Interventionsstaat“ ab 1895), 135 ff. (Sozialpolitik als antirevolutionäres Mittel). Man sieht, daß Wehlers These von der „defensiven Modernisierung“ unter der Ägide des Staates hier bereits angelegt war.

7 Wehler, Gesellschaftsgeschichte, wie Anm. 2, Bd. 1, 55 f., 347, 532, 537 u.ö.; entsprechend in ders., Kaiserreich, wie Anm. 6.

8 Vgl. bereits ders., Kaiserreich, wie Anm. 6, bes. 105 ff. (zur „strukturellen Demokratiefeindschaft“).



der Nationalitätenstreit wesentlich mehr als die Obstruktion konservativer Eliten die Entwicklung zur parlamentarischen Demokratie blockiert. Der per Notstandsdekreten schon vor dem Krieg regierende „Absolutismus“ sei nicht die Realisierung eines reaktionären politischen Programms, sondern die Ausgestaltung eines vom Parlament verursachten Vakuums gewesen (S. 210).

Was die wirtschaftsgeschichtliche Seite der Sonderwegs- und Modernisierungsdiskussion betrifft, übernehmen bei Hanisch wie bei Wehler die jeweils zum Vergleich herangezogenen Staaten die Funktion von Pionierländern: Die slawischen Gebiete der Habsburgermonarchie befanden sich gegenüber Deutsch-Österreich, Deutsch-Österreich und Deutschland gegenüber den Vergleichsländern in „relativer Rückständigkeit“ – Ursache für deutsche Arroganz gegenüber Österreich wie für deutsch-österreichische Überheblichkeit gegenüber den anderssprachigen Reichsteilen.<sup>9</sup>

Hanisch beginnt die Darstellung mit „Skizzen aus der Welt um 1900“ (S. 19 ff.). Dann skizziert er epochenübergreifende „Entwicklungsstränge“: I. Historische Traditionen der Politischen Kultur (Ausdrucksformen der politischen Systeme von Barock und Josephinismus bis zur Zweiten Republik), II./III. Zahlenspiele zur Entwicklung von Wirtschaftswachstum und Bevölkerung, IV. Klassen und soziale Schichten, V. Die politischen Lager, VI. Die österreichische Nationsbildung und VII. Massenkultur (vor allem der Zweiten Republik). Darauf folgen Einzeldarstellungen der Monarchie, der Ersten Republik, der NS-Herrschaft in Österreich und der Zweiten Republik. Das Werk schließt mit einer Beschreibung der „Lebensverhältnisse um 1980“, die zum Vergleich mit der gewählten Ausgangssituation („Skizzen aus der Welt um 1900“) anregen.

Ist Wehlers DGG nicht frei von Mängeln bei der Umsetzung seiner Konzeption in eine stringente Gliederung,<sup>10</sup> gilt dies leider auch für Hanischs Darstellung. Die

9 Vgl. Hanisch, Schatten, wie Anm. 1, 55 ff. (Vergleiche zur Wirtschaftskraft); modifizierende Äußerungen bei Wehler, Preußen ist wieder chic ... Politik und Polemik, Frankfurt am Main 1983, hier 19 ff., 33 ff.; zu den Begriffen „Pionierland“ und „Bezugsgesellschaften“, von Hanisch nicht explizit übernommen, Wehler, ebd., 20; ders., Modernisierungstheorie, wie Anm. 4, 61; zuletzt ders., Gegenwart, wie Anm. 4, 181–185, gegen Geoff Eley und seine „revisionistischen“ Thesen zum deutschen Sonderweg. Kritisch-distanziert zum „Sonderweg“-Diskurs äußern sich z. B. Dieter Groh, Le „Sonderweg“ de l'histoire allemande: mythe ou réalité? in: Annales E. S. C. 38 (1983), 1165–1187; Bernd Weisbrod, Der englische „Sonderweg“ in der neueren Geschichte, in: Geschichte und Gesellschaft 16 (1990), 233–252.

10 Diese sind vor allem bedingt durch die Aufteilung der ersten zwei Bände, die letztlich doch wieder auf politische Begebenheiten rekurriert (Napoleonische Kriege und „Modernisierung von oben“), obwohl gesellschaftliche Prozesse wie Bevölkerungsentwicklung und wirtschaftliches Wachstum davon nur kurzfristig berührt wurden und deshalb mehrfach genannt werden müssen. Vgl.

Unbestimmtheit (oder auch: Vielfalt) seines Kulturbegriffs (S. 23; S. 165) führt dazu, daß man ihm in den „Entwicklungssträngen“ in verschiedenen Kontexten begegnet. Grundsätzlich dient das Konzept der Lebenschancen eben nicht zur Gliederung des Stoffes, sondern als Leitfrage zu verschiedenen Unterkapiteln,<sup>11</sup> die sich teilweise weder terminologisch noch nach Gesichtspunkten der Untergliederung wesentlich von Wehlers DGG unterscheiden.<sup>12</sup> Erläuterungsbedürftig bleibt, warum der politische Sektor, den Hanisch wie Wehler als relativ autonome, gleichzeitig aber dominante Dimension begreift (s.o.), in drei verschiedenen Unterkapiteln der „Entwicklungsstränge“ behandelt wird.

### Kritik des Paradigmas ‚Gesellschaftsgeschichte‘ und seiner Umsetzung in Historiographie

Es ist notwendig, an einige Banalitäten zu erinnern, denn ihre (Nicht-)Berücksichtigung führt zu gar nicht banalen Konsequenzen. Die erste: Historiker haben mit „Zeit“ zu tun; sie sind historischen Zeiten, ihrer Gegenwart und damit auch zu Reflexionen über Zeit verpflichtet. Wehler hat deshalb schon vor längerem einen Apparat von Zeitkategorien vorgeschlagen,<sup>13</sup> der, meist implizit, manchmal auch gar nicht, die Analyse der DGG bestimmt – am deutlichsten die Ausführungen zu den konjunkturellen Wechsellagen.<sup>14</sup> Hilfen, einen „Anfang“ für die DGG zu setzen, wären hier vielfältig vorhanden gewesen – die agrarische Hochkonjunktur bis Ende 18./Anfang 19. Jahrhundert, das Ende des französischen und deutschen Ancien Régime etc. fallen ungefähr um 1800 zusammen. Doch Wehler löst die Frage

Lee, *Towards Gesellschaftsgeschichte?*, wie Anm. 3, 6; Lee spricht von „serious defects of organization – of periodization, integration and presentation“.

11 Zum Beispiel im Kapitel Wirtschaftswachstum, 55 ff., und im Kapitel „Politik und Lebenschancen“, 153.

12 Der Widerstreit gesellschaftlicher Konzeptionen (Stand vs. marktbedingte oder durch den Besitz von Produktionsmitteln bedingte Klasse) begegnet gleichermaßen in Wehlers Ausführungen zu Adel und Bauerntum, Wehler, *Gesellschaftsgeschichte*, wie Anm. 2, Bd. 2, 141 ff., wie auch in Hanisch, *Schatten*, wie Anm. 1, 85 ff., bes. 95 ff..

13 Wehler, *Historische Sozialwissenschaft*, wie Anm. 4, 18, gibt folgendes „formales Orientierungsschema“ an: 1) die kurze Zeit (Ereignisgeschichte), 2) die naturale Zeit einer menschlichen Generation (ca. 25 – 30 Jahre), 3) die „langen Wellen“ der Konjunktorentwicklung, 4) Zeiten von „langer Dauer“ bis hin zu den quasi immobilien „geographischen Zeiten“ nach Fernand Braudel. Grundsätzlich vgl. ders., *Modernisierungstheorie und Geschichte*, wie Anm. 4, 25.

14 Vgl. Wehler, *Gesellschaftsgeschichte*, wie Anm. 2, Bd. 1, 67 (die (langen) Wellen des Bevölkerungswachstums), 77 (Krisen vom „type ancien“); Bd. 2, 25 ff. (Entwicklungsprozesse der Wirtschaft, beginnend mit den Agrarkonjunkturen zwischen 1816 und 1848).



des Anfangs nicht. Er setzt zwar das Jahr 1700 als Hypothese (?), aber sein Anspruch, die Modernisierungsschübe von ihren Anfängen her zu beschreiben, zwingt ihn, bis ins Mittelalter zurückzublicken. Der intellektuelle Gewinn dieser Nichtfestlegung besteht darin, das sektoral durchaus phasenverschobene Verhältnis von Traditionalität und Modernität, die „Gleichzeitigkeit des Ungleichzeitigen“ ohne Rücksicht auf Epochengrenzen denken zu können.<sup>15</sup> Lediglich das „dicke Ende“, der Untergang des nationalsozialistischen Reiches und die Neugründung von Bundesrepublik und DDR, schien ursprünglich festzustehen.<sup>16</sup>

Obwohl Hanisch einen zeitlich bescheideneren Rahmen wählt, kann auch er das Periodisierungsproblem nicht lösen. Seine Entscheidung, den Anfang um 1895/1900 zu setzen, ist durch die genannte Aufzählung politischen, ökonomischen und kulturellen Wandels zwar begründet, steht aber nicht unbedingt in Einklang mit seiner These vom Primat des Staatlichen: Warum wird die Habsburgermonarchie so ausführlich behandelt, wenn sich 1918/19 die Strukturen des Staates so radikal wandelten? Warum spricht der Verfasser nicht stattdessen – wie für das Deutsche Reich geschehen – vom „langen 19. Jahrhundert“? Der zweite Punkt: Hanisch referiert eine These Eric Hobsbawms, derzufolge von den 1950er bis zu den 1980er Jahren „die wohl revolutionärste Zeitspanne der bisherigen Weltgeschichte abgelaufen“ sei.<sup>17</sup> Hanisch verweist hier auf das starke, ja sensationelle Wirtschaftswachstum und den tiefgreifenden kulturellen Wandel durch den Einbruch „einer amerikanisierten, industrialisierten Massenkultur“ (S. 426). Doch gerade weil Hobsbawms Lust an der Provokation, an der Revision wohlbekannter Mythen und Epochensetzungen allgemein bekannt ist, wäre hier der Vergleich mit der „Great Transformation“ 1750 – 1850, die Karl Polanyi, Reinhart Koselleck

15 Wehler, *Gesellschaftsgeschichte*, wie Anm. 2, Bd. 1, 35 ff. u. passim; kritisch dazu Lee, *Towards Gesellschaftsgeschichte?*, wie Anm. 3, 6 f.; lobend Winfried Schulze, *Eine „Synthese von Ranke und Marx“? Bemerkungen zu Hans-Ulrich Wehlers „Deutsche Gesellschaftsgeschichte“*, in: *Geschichte und Gesellschaft* 14 (1988), 392–402, hier 394 f. Der Vergleich mit Thomas Nipperdeys dreibändiger *Deutscher Geschichte des 19. Jahrhunderts*, Bd. 1, München 1990, mit seiner provozierenden Sentenz „Im Anfang war Napoleon“ drängt sich hier geradezu auf.

16 Wehler, *Gesellschaftsgeschichte*, wie Anm. 2, Bd. 1, 30, nennt 1949 als historische Zäsur, die dann im noch ausstehenden vierten Band darzustellen sein werde.

17 Hanisch bezieht sich auf Eric Hobsbawm, *Sinn und Zweck der Geschichte der Arbeiterbewegung*, in: *Beiträge zur Geschichte der Arbeiterbewegung* 33 (1991), 349–355, hier 351; und könnte sich weiter beziehen auf Eric Hobsbawm, *Age of Extremes. The Short Twentieth Century 1914–1991*, London 1994, Teil 2; jetzt deutsch: *Das Zeitalter der Extreme. Weltgeschichte des 20. Jahrhunderts*, München u. Wien 1995. Neueste Bestätigung dieser These aus wirtschaftshistorischer Sicht findet man bei Christian Pfister u. Peter Bär, *Das 50er Jahre Syndrom. Der Weg in die Konsumgesellschaft*, Bern 1995, und in der daran anknüpfenden Diskussion in *Environmental History Newsletter*, Sonderheft 2, 1995.

(„Sattelzeit“) und viele andere als die alles revolutionierende Epoche betrachten, zwingend geboten. Wehler setzt dagegen die Phase zwischen 1845/48 und 1871/73 als Zeit der „Deutschen Doppelrevolution“, als vorentscheidende „Achsenzeit“ der deutschen Geschichte an (DGG, Bd. 3, S. 449 ff.). Erst recht ist über das Ende noch nicht entschieden: Hoffentlich wird die historische Zunft einst nicht vom „langen 20. Jahrhundert der ethnischen Säuberungen“ in Eurasien und Afrika sprechen und die Zeit zwischen 1950 und dem Ende der „Ära Kreisky“ (S. 469 f.) arg relativieren müssen. Doch Hanisch schließt sich auch hier implizit zunächst Wehler an, der den Zusammenbruch des osteuropäischen Staatskommunismus als eine so wichtige Zäsur begreift, daß er meint, bereits vom „kurzen 20. Jahrhundert“ sprechen zu können, was Hobsbawm mit der These, die der Untertitel seines neuen Buches (im englischen Original) signalisiert, von einer anderen politisch-historiographischen Position aus gleichsam bestätigt. Abschließend aber argumentiert die ÖGG etwas offener: Sie endet mit einer Reihe von Fragen, die nur die Zukunft beantworten könne.<sup>18</sup>

Wahrscheinlich hängen die unterschwelligten Unsicherheiten der Periodisierung mit dem Theorieverständnis zusammen, das dem gesellschaftsgeschichtlichen Ansatz zugrundeliegt. Zu Recht vermeidet Hanisch in der ÖGG, die ja für das „breite Publikum“ geschrieben ist und in dieser Funktion zahlreiche Vorzüge hat, die Überfrachtung des Textes mit Theoriedebatten. Er bevorzugt im Rahmen des Modernisierungsparadigmas die selektive Theorieanwendung und ist darin Wehler sehr ähnlich: Trotz dessen wiederholter Polemik gegen selektive und voluntaristische Theorieanwendung insbesondere in der Alltagsgeschichte ist er – wie Hanisch – genau davon nicht frei. Wehler argumentiert, daß „keine zeitlos gültigen Kategorien der Sozialanalyse mehr“ möglich seien und es „demzufolge nur historische Theorien mit begrenzter Reichweite und Erklärungskraft (gebe). Das aber ist alles andere als ein Nachteil. Denn genau in dem Maße, in dem sozialwissenschaftliche Theorien ihre meist platte ‚Allgemeingültigkeit‘ verlieren, gewinnen sie an Trennschärfe und Aussagegehalt“.<sup>19</sup> Wir gehen auf den wissenschaftstheoretischen Gehalt dieser Aussage nicht ein, sondern fragen nur, was sie leisten soll: nämlich auf einer „mittlere(n) Abstraktionsebene“ sowohl Erklärungszusammenhänge anbieten als auch

18 Wichtige Veränderungen, vor allem die unübersehbaren Zersetzungstendenzen der traditionellen „Lager“, die Herausforderung durch die jungen fernöstlichen Wirtschaftsmächte, Fragen neuer Technologien – all dies läßt allerdings das Ende der ÖGG (um 1980 plus X) plausibel erscheinen.

19 Wehler, *Historische Sozialwissenschaft*, wie Anm. 4, 17 f., Zit. 18; ders., *Gesellschaftsgeschichte*, wie Anm. 2, Bd. 1, enthält in der Einleitung keine direkten Ausführungen zu „Theorien von begrenzter Reichweite“, bezieht sich aber ausdrücklich auf das genannte Programm (29 f.).



Vergleiche in synchroner, diachroner und räumlicher Perspektive ermöglichen.<sup>20</sup> Deutlich steht dahinter das von Max Weber vorgeschlagene Verfahren, zwischen Idealtypus und Realtypus zu unterscheiden, das heißt, begriffliche Präzision an der sozialen Realität zu messen. Die Stärke der „Theorien begrenzter Reichweite“ liegt zweifellos darin, Kategorien des Vergleichs bereitzustellen.

Dies trifft unter anderem für die Theorie vom ‚Organisierten Kapitalismus‘ zu. Sie impliziert ein enges Verhältnis zwischen den Schlüsselindustrien und dem Staat, der jene ökonomisch zum Schaden des freien, sich selbst regulierenden Marktes, sozial zum Nachteil der unselbständig arbeitenden Klassen zusammenschließt oder wenigstens die industriellen Tendenzen zur Selbstorganisation fördert. In der spiegelbildlichen ‚linken‘ Variante, der „Stamokap“-Theorie, bedeutet dies: Der Staat als Überbauphänomen fungiert nur noch als Büttel für die Interessen des ‚Großkapitals‘. Beide Versionen weisen konspirationstheoretische Elemente auf. Das Konzept, schon seit langem von Heinrich August Winkler und bis vor kurzem auch von Wehler im Hinblick auf das deutsche Kaiserreich vertreten, wird von Hanisch übernommen. Doch er zeigt zunächst – im Widerspruch zur Theorie! –, daß die kapitalistischen Interessen in der Monarchie aufgrund innerer wirtschaftlicher wie nationaler Gegensätze kaum zu organisieren waren (S. 197 ff.).<sup>21</sup> Auch der für die Theorie wesentliche Bezug zwischen wirtschaftlichen Interessen im Inneren und Imperialismus nach außen wird kaum konkretisiert.<sup>22</sup> Die Vermutung drängt sich auf, Hanisch habe den Begriff ‚Organisierter Kapitalismus‘ nur eingeführt, um einen Vergleich mit dem Deutschen Kaiserreich zu ziehen, nicht aber, um die Verhältnisse der späten Habsburgermonarchie zu analysieren. Einige Überzeugungskraft gewinnt das Konzept erst bei der Darstellung der Kriegswirtschaft im Ersten und Zweiten Weltkrieg (S. 356). Was das Verhältnis von Wirtschaft und Politik in

20 Kurz, es geht um die zentralen geschichtstheoretischen Kategorien Beschreiben, Vergleichen, Erklären. Vgl. Wehler, *Modernisierungstheorie*, wie Anm. 4, zit. Ausgabe 1994, 9; dazu Karl Georg Faber, *Theorie der Geschichtswissenschaft*, München 1971 (5. Aufl. 1982), 109 ff., 128 ff.; außerdem den wissenschaftsgeschichtlichen Problemaufriß von Wolfgang J. Mommsen, *Wandlungen im Bedeutungsgehalt der Kategorie des Verstehens*, in: Christian Meier u. Jörn Rüsen, Hg., *Historische Methode*, München 1988, 200–226, mit weiterführender Literatur.

21 Auch was die Geschichte des Kaiserreichs betrifft, ist das Konzept trotz augenscheinlich weiterreichender Erfolge bei der Organisation der Interessen höchst umstritten; dazu kritisch vgl. Dieter Groh, *Base-Process and the Problem of Organization: an Outline of a Social History Research Project*, in: *Social History* 4 (1979), 265 – 283, hier 268 f.; ders., *Die verschwörungstheoretische Versuchung* (1987), in: *Anthropologische Dimensionen der Geschichte*, Frankfurt am Main 1992, 267–304, hier 278 f.

22 Der Hauptabschnitt „Die Monarchie“, Kap. 3: *Kriegswirtschaft*, 199 ff., enthält einen als Eingeständnis dieser Tatsache lesbaren Unterabschnitt: „Die späte und zögernde Organisierung“.

Deutschland vor 1914 betrifft, hat Wehler mittlerweile den Begriff ‚Organisierter Kapitalismus‘ aus triftigen Gründen fallengelassen und spricht nur noch von „Korporativismus“ in der Wirtschaft und Eingriffen des „Interventionsstaates“.

Ähnlich problembehaftet sind Hanischs Ausführungen zum „Sozialimperialismus“. Er favorisiert die These, der Erste Weltkrieg habe aus österreichischer Sicht als Kabinettskrieg begonnen, verbunden mit dem Kalkül, innenpolitische Spannungen (Nationalitätenfrage) zu überspielen oder nach außen abzuleiten (Sozialimperialismus-These). Es habe aber der zum Krieg drängende Druck wirtschaftlicher Interessen gefehlt (S. 235 f.). Kenner der Diskussionen zur neuesten deutschen Geschichte werden schlagwortartig mit wohlbekannten Thesen, Modellen (oder als was man den „Sozialimperialismus“ auch bezeichnen mag) konfrontiert, die auf Österreich bezogen mit etwas anderen, aber für die Definition des Modells höchst relevanten Inhalten gefüllt sind: Wo ist eine Theorie für den ganzen Untersuchungszeitraum signifikant, wo hat sie eine begrenzte Reichweite, wo eine allzu begrenzte? Hanisch hätte eine kritischere Haltung gegenüber den Modellen selbst einnehmen und mehr Mut zur eigenen Theoriebildung aufbringen müssen. Konkret: Vom „Organisierten Kapitalismus“ ist praktisch in jedem wirtschaftsgeschichtlichen Kapitel die Rede;<sup>23</sup> die Verstaatlichung der Großindustrie, das Austarieren von Arbeitslosigkeit, Lohn- und Inflationshöhe ziehen sich bis heute wie ein schwarz-roter Faden durch die österreichische Politik. Kaum eingelöst wird hingegen die gesellschaftskritische Komponente des Konzepts ‚Organisierter Kapitalismus‘ – schließlich haben Waffenexporte im Zwielficht von Arbeitsplatzsicherung und offizieller Friedenspolitik,<sup>24</sup> die Naturausbeutung in der Dritten Welt und die zunehmende Feindseligkeit gegenüber Minderheiten im Inneren die aggressive Balkanpolitik (weniger die Slawophobie der Kaiserzeit) verdrängt.

Gegen diese pointiert friedens- und umweltbewegte Position würden Hanisch und Wehler möglicherweise auf die Trennschärfe begrenzter Theorie verweisen: Organisierter Kapitalismus im halbparlamentarischen, autoritären System sei etwas anderes als NS-Kriegswirtschaft oder als der „Austro-Keynesianismus“ der siebziger Jahre. Die Rechtfertigung zu dieser Unterscheidung beziehen die Autoren aus der oben erwähnten Kategorie der Modernisierung. Der Modernisierungsprozeß wird systemtheoretisch als Zuwachs an Komplexität der Gesellschaft definiert, der

23 Der „Neokorporatismus“ der 1950er Jahre wird als neue Form des Organisierten Kapitalismus bezeichnet (410 f., 442); auch der „Austro-Keynesianismus“ der 1970er Jahre (471 ff.) müsse in dieser Perspektive gesehen werden.

24 Hanisch erwähnt mehrfach den bekannten Noricum-Skandal (460, 469), allerdings nur im Zusammenhang mit innenpolitischen Entwicklungen.



durch den Übergang zur Marktwirtschaft, durch die Demokratisierung und den zunehmenden Normenpluralismus im sozialen Leben zustandekomme.

Schließlich werden Krisentypen des Übergangs entwickelt.<sup>25</sup> Dabei wird klar, daß nicht das Lebenschancen-Konzept, sondern das Denkmodell „Modernisierung“ bei Hanisch wie bei Wehler die Funktion einer „Super-Theorie“ erfüllt – ohne sie wären die Grenzen der Theorien begrenzter Reichweite nicht zu bestimmen. Modernisierungstheorien sind wissenschafts- wie gesellschaftsgeschichtlich selbst ein Produkt des Modernisierungsprozesses. Wenn sie ihn in seiner ganzen Krisenhaftigkeit beschreibend erklären sollen, besteht die Gefahr, daß die „normative Kraft des (historisch) Faktischen“ des Hier und Jetzt zu einer inadäquaten Bewertung der vom Fluß der Geschichte weggespülten historischen Überreste führt. Das Nachdenken über Lebenschancen in der Narratio ist eine vom Modernisierungsparadigma abhängige Variable, die dem mentalen Horizont der historischen Subjekte möglicherweise gar nicht entspricht beziehungsweise auf eine vormoderne Weise (Heiratsmarkt, „ordentliches Auskommen“ usw.) codiert ist. Jeder Anwender von Modernisierungstheorien handelt sich somit ein Tautologieproblem ein: Beschrieben wird, was die Theorie fordert – das Beschriebene bestätigt die Theorie. Vorsichtig äußert sich Wehler an anderer Stelle: „Nicht nur erklärt die Vergangenheit die ‚Gegenwart‘, sondern auch die Gegenwart Teile der Vergangenheit“.<sup>26</sup>

Exemplarisch wird dieses Problem am Nationalsozialismus deutlich, dem man strukturgeschichtlich im Rahmen der Sonderwegsdebatte auf die Spur zu kommen versucht hat. Doch das Modernisierungsparadigma greift hier nicht. „Regressive Modernisierung“ habe das Regime seinem Land gebracht, „die Variante einer antiliberalen Modernisierung“, formuliert Hanisch (S. 348 f.). Das jeder Modernisierungstheorie immanente Richtungskriterium bleibt in diesen Ausführungen auf seine bloße heuristische Funktion beschränkt, oder: Die Realität von Auschwitz und Mauthausen sprengt den Begriff, zumindest seine teleologischen, sprich liberaldemokratischen Implikationen. Zusätzlich erzwingt sie eine andere Erkenntnis-methode: „Regression“ ist ein eher von der Psychoanalyse als von der Modernisierungstheorie besetzter Begriff; er bedeutet den Rückfall in infantile, meist narzißtische Verhaltens- und Wahrnehmungsweisen im Angesicht kaum zu bewältigender

25 Wehler, Modernisierungstheorie, wie Anm. 4, insbes. 14 ff., 36 f.; ebenso Hanisch, Schatten, wie Anm. 1, 348.

26 Wehler, Historische Sozialwissenschaft, wie Anm. 4, 26; programmatisch zugespitzt in ders., Gegenwart, wie Anm. 4, 7 f. Wehler beteiligt sich mit seiner Gesellschaftsgeschichte nach wie vor an der sogenannten Kontinuitätsdebatte, die die historischen Vorläufer des Nationalsozialismus im Kaiserreich und der Weimarer Republik diskutiert: 1914 gilt als Auftakt eines neuen „Dreißigjährigen Krieges“, vgl. ders., Gesellschaftsgeschichte, wie Anm. 2, Bd. 3, 1168.

Krisen.<sup>27</sup> Auch Hanisch bedient sich hier der psychoanalytisch orientierten Deutung (S. 350): „Nach dem Scheitern der Blitzkriegsstrategie vor Moskau (1941/42) erfolgte eine kollektive Flucht in den Wahn. Die Technikeuphorie schlug um in einen kindlichen Realitätsverlust. Die Hoffnungen auf die Wunderwaffe (V2), die Hoffnung auf die ‚Alpenfestung‘ lösten einen Schub von Irrationalismen aus – mit noch immer tödlichen Folgen für die KZ-Häftlinge (...)“

Hier wird in der Wahl der Begriffe rhetorisch vereint, was methodisch strikt getrennt werden müßte<sup>28</sup> – nicht nur wegen Sigmund Freuds bekannter Skepsis gegenüber der Fähigkeit des Menschen zum Kulturfortschritt, die in krassem Gegensatz zum Optimismus früher Modernisierungstheorien steht. Die narrative Bündelung der methodischen Stränge kumuliert im Paradox der Formulierung, die wiederum „die Paradoxie der (nationalsozialistischen, die Verf.) Modernisierung“ (S. 349) beschreibt.

Nirgendwo wird deutlicher als hier, daß Modernisierungstheorien auf eine ebenso verzweifelte wie arrogante Art und Weise auch dort werten, wo sie nur zu beschreiben vorgeben, und werten müssen, wo sie eigentlich nur beschreiben können.<sup>29</sup> Deshalb muß an dieser Stelle ein Dietrich Bonhoeffer sprechen: Der vom NS-Regime rassenpolitisch besetzte Fortschrittsgedanke ist die „Maskerade des Bösen“. Doch damit wird die Pflicht zur Wertung, zum moralischen Urteil, den Zeitgenossen zugeschoben, das Kernproblem umgangen. Wird eine geschichtswissenschaftliche Theorie wie die Modernisierungstheorie, deren Existenz nur um der wissenschaftlichen Orientierung und Konsensfindung willen Sinn macht, mit dem Problem der moralischen Wertung und damit der Parteinahme nicht von vornherein überfordert? Unseres Erachtens haben die Gesellschaftsgeschichten Wehlers und Hanischs allein dadurch ihre Schwierigkeiten, daß sie das Verhältnis von Forschungsobjekt und historischem Subjekt nicht sorgfältig genug bestimmen. Daß

27 Die regressiv-narzißtische Sehnsucht nach einem starken Führer, der alles zum besten richten werde, haben ja die Nationalsozialisten für sich ausgeschlachtet. Vgl. Alexander u. Margarethe Mitscherlich, *Die Unfähigkeit zu trauern*, 15. Aufl., München 1983.

28 Zum sprachlichen Verfahren Hanischs vgl. die Kritik der ÖZG-Redaktion: *Der lange Schatten der Historiographie oder: Barocke Aufklärung*, in: ÖZG 6 (1995), 85–118, hier 93 ff. – Zu Freuds Tribut an seine eigene im Grunde ahistorisch-mechanistische Theoriebildung vgl. Thomas Kornbichler, *Die Entdeckung des siebten Kontinents. Der bürgerliche Revolutionär Sigmund Freud. Zu seinem 50. Todestag*, Frankfurt am Main 1989, hier 55 ff., 79 ff.; Mitscherlich u. Mitscherlich, *Unfähigkeit*, wie Anm. 27, 86 ff.

29 Vgl. Wehlers Bekenntnis zu liberaldemokratischen Werten in ders., *Modernisierungstheorie*, wie Anm. 4, 60. Gegen den „zornigen“ „politischen Pädagogen“ Wehler wendet sich Thomas Nipperdey, *Wehlers Gesellschaftsgeschichte*, in: *Geschichte und Gesellschaft* 14 (1988), 403–415, hier 404, 406 ff.



der Ansatz eine ganze „Gesellschaft“ zum Forschungsgegenstand erklärt, ist an und für sich legitim. Nur: Kann eine Gesellschaft auch als historisches handlungsfähiges Subjekt begriffen werden, das zur Verantwortung gezogen werden kann? Oder wer sonst?

Auch über der Gesellschaftsgeschichte steht das berühmte Diktum von Karl Marx, die Menschen machten ihre Geschichte selbst, aber nicht aus freien Stücken. Die feine innere Dialektik dieser Aussage wird in der „Gesellschaftsgeschichte“ tendenziell aufgelöst. „Die Gesellschaft“ ist lediglich Produktions- und Bezugsrahmen der Bedingungen möglicher Handlungen historischer Subjekte, ein Abstraktum, das durch „soziales Handeln“ im weitestmöglichen Sinne (dazu gehört das Schmieden eines Nagels, der Verkauf eines Bettuchs, die Ermordung eines verhafteten Nachbarn oder das Schreiben dieser Bemerkungen) erst konkretisiert werden muß. Doch Gesellschaftsgeschichte ist handlungsleer. Die Leere wird mit historischen Schein-subjekten gefüllt. Wie anders ist Joachim Radkaus irritierende Bemerkung zu verstehen, sei einmal die Gesellschaft zum historischen Subjekt erhoben, könnten im Rahmen der „Umweltgeschichte“ auch einmal „Wald und Wasser (...) historische Subjekte werden“?<sup>30</sup> Die etablierte Gesellschaftsgeschichte besinnt sich da lieber auf Klassen, Schichten, Stände als Zonen marktbedingter, sozialer, lebensweltlicher Verdichtung, in denen ein auf bestimmte Weise reguliertes soziales Handeln möglich ist, teilweise im Kontrast zu anderen Klassen. Für die Wechselwirkungen zwischen Umwelt, Wirtschaft und sozialen Verhältnissen, die mittlerweile das „Projekt Modernisierung“ bei so manchem in Mißkredit gebracht haben, bleibt sie, nebenbei bemerkt, relativ unsensibel.

Subjektproblem, Wertungsfrage und Epochensetzung können als Metaphern für ein Theorieproblem verstanden werden, das die Geschichtswissenschaften seit jeher bestimmt hat: das Verhältnis von Ereignis und Struktur sowie von individueller versus kollektiver Handlung und Handlungsbedingung. Die ersten zwei Bände der DGG sind völlig defizitär, was das Handeln der Gesellschaft als Kollektivsubjekt angeht: Außenpolitik und Kriege finden nicht statt; sie werden lediglich als exogene systemverändernde Faktoren ab und an zur Kenntnis genommen.<sup>31</sup> Ha-

30 Joachim Radkau, Unausdiskutiertes in der Umweltgeschichte, in: Manfred Hettling u.a., Hg., Was ist Gesellschaftsgeschichte? München 1991, 44–57, hier 44. Zur Kritik an physiozentristischen Positionen vgl. Ruth u. Dieter Groh, Natur als Maßstab – eine Kopfgeburt, in: Merkur 47 (1993), 965–979; demnächst wesentlich erweitert in dies., Die Außenwelt der Innenwelt. Zur Kulturgeschichte der Natur II, Frankfurt am Main 1996. Wehler selbst äußert sich zur Subjektproblematik selten; vgl. Wehler, Gegenwart, wie Anm. 4, 237.

31 Lee, Towards Gesellschaftsgeschichte? wie Anm. 3, 11, sieht eine nur mangelhafte Verbindung „between process and event within particular processes“ und erst recht zwischen einzelnen Pro-

nisch hingegen widmet im chronologischen Teil seines Werkes nach kurzen Erläuterungen des Verhältnisses von Wirtschaft, Staat und Parteien vor dem Ersten Weltkrieg wenigstens kurze Passagen der deutsch-österreichischen Außen- und Kriegspolitik sowie dem Verlauf des Krieges (S. 233/35 – 241). Davon abgesehen, findet in der ÖGG Außenpolitik nur wenig mehr statt<sup>32</sup> als in den zwei ersten Bänden der DGG. Die Kontroverse um Fritz Fischer (S. 235) beispielsweise wird in einem Satz abgehandelt. Im Kapitel über den Zweiten Weltkrieg dominiert noch deutlicher die innenpolitische Perspektive, im einzelnen die Etablierung der Partei, der GeStaPo, der SS, Personalien (Einsetzung der „Gauleiter“ usw.), Rekrutierung für die Wehrmacht, Kulturpolitik (vor allem unter Baldur von Schirach). Abgerundet werden die Abschnitte durch erfahrungsgeschichtliche Skizzen (Bombenkrieg, Einschätzung des Regimes durch junge Mädchen) und die zitierten Zwischenbemerkungen zur Psychopathologie des Regimes nach dem gescheiterten Angriff auf Moskau. Der Kriegsverlauf bleibt ansonsten vor dem Kriegsende so gut wie ausgeblendet: In Stalingrad fielen anscheinend keine Österreicher; die Niederlage blieb an der Donau wohl ohne Resonanz. Oder warum hat der Autor davon nichts erwähnt? Gerieten 80.000 Österreicher erst bei der Verteidigung Wiens gegen die Rote Armee in Kriegsgefangenschaft? Die Genese der österreichischen Neutralität bis zum Staatsvertrag hingegen wird fast ausschließlich im Zeichen der Außenpolitik beschrieben (bes. S. 451 ff.). Die Zusammenhänge mit der Innenpolitik, insbesondere mit der Diskussion um die Wiederbewaffnung, hätten ausführlicher dargestellt werden müssen.

Insgesamt reflektiert Hanisch zwar besser als Wehler den Gang der Handlungen und Ereignisse vor dem Hintergrund der Strukturen (die teilweise chronologische Gliederung trägt Früchte), doch auch bei ihm ist die Verknüpfung von Struktur und Ereignis nicht als durchgängig geglückt zu bezeichnen. Es ist zu fragen, ob die Trias von Arbeit – Herrschaft – Sprache dies überhaupt leisten kann. Durch die Festlegung auf die angebliche „relative Autonomie“ (Wehler) der Einzeldimensionen wird, so möchten wir behaupten, die für die Analyse immer notwendige Reduktion von Komplexität zu weit getrieben. Gesellschaftlich höchst bedeutsame Strukturen wie soziale Ungleichheit entziehen sich dieser Gliederung. Wehler hat deshalb wie bereits 1989 auch im dritten Band der DGG die soziale

zessen selbst. Weiter: „As in Das Deutsche Kaiserreich war is fought everywhere except on the battlefield“, ebd. 12.

32 Vgl. die außenpolitischen Folgen der Niederlage (270 ff.); im wirtschafts- und sozialgeschichtlichen Zusammenhang Verweise auf den Reparationsverzicht der Alliierten, die „außenpolitische“ Ebene des „Anschlusses“ (342 ff.) und die Pläne der Alliierten mit Österreich nach 1945 (399 ff.).



Ungleichheit von einem Thema, das nach seinem ursprünglichen Ansatz durch die drei genannten Dimensionen zu vermessen sei, zur vierten Dimension erhoben.<sup>33</sup>

Es ist die Frage, ob Wehlers axiomatisch gesetzte „relative Autonomie“ von Wirtschaft, Politik und Kultur wissenschaftsgeschichtlich noch auf der Höhe der Zeit ist. Die ethnologisch informierte Gesellschaftswissenschaft hat die kategoriale Trennung von Symbol und Arbeit längst aufgehoben.<sup>34</sup> Selbst in den Wirtschaftswissenschaften neoklassischer Prägung, die sich von allen Gesellschaftswissenschaften am ehesten dem nomologischen Wissenschaftstypus zuordnen lassen dürften und methodisch am ehesten in der Lage sind, die autonome Prozeßlogik des Wirtschaftsgeschehens zu erfassen, wird die Wechselwirkung zwischen nichtökonomischen Faktoren und Konjunkturentwicklung zumindest zur Kenntnis genommen; die Historische Schule der Nationalökonomie, auf die sich Wehler selbst gerne bezieht, hat den Allgemeingültigkeitsanspruch der klassischen Theorie nie akzeptiert.<sup>35</sup> Umgekehrt sind politische Entscheidungsprozesse, die manchmal nach langer Zeit in einen Krieg münden, nie unabhängig von wirtschaftlichen Erwägungen und sozialpsychologischen Dispositionen. Gerade die Debatte um den Imperialismus und den Kriegsausbruch 1914 hat dies erwiesen.

Hanisch tut deshalb grundsätzlich gut daran, wenn er die Dreigliederung bloß als heuristisches Hilfsmittel wählt und – davon abweichend – als Ergebnis die These vom „langen Schatten des Staates“ präsentiert. Ihre Validität wird jedoch durch die konkrete Analyse nicht in jedem Fall gestützt. Für die österreichische Kriegswirtschaft seit 1914 oder die NS-Wirtschaftspolitik seit 1937 ist sie sicher berechtigt; die Geschichte der Ersten Republik hingegen erscheint uns dadurch nicht überzeugend perspektiviert zu sein: Nach dem Auslaufen der ersten revolutionären Phase gerieten die Exekutivorgane, Regierung, Polizei und Armee, unter die zunehmende Kontrolle des konservativen Lagers. Gleichzeitig verlor der Staat sein Gewaltmonopol an rechtsgerichtete Heimwehren, die gegen den sozialdemokratischen Schutzbund allmählich die Straße eroberten. Für die Linke wurde der Schatten des Staates auf bedrohliche Weise immer dunkler und länger, für die

33 Das Problem wird von beiden Autoren eingestanden: Hanisch, Schatten, wie Anm. 1, 66 (zum Problem der Definition der „Klasse“); Wehler, Gesellschaftsgeschichte, wie Anm. 2, Bd. 1, 11, 124 ff.; Bd. 2, 140 ff. Ohne Bezug zur Deutschen Gesellschaftsgeschichte vgl. Wehler, Gegenwart, wie Anm. 4, 61, wo soziale Ungleichheit als „vierte Dimension“ bezeichnet wird.

34 Nutzbringend auch für die Analyse komplexer Gesellschaften: Pierre Bourdieu, Entwurf einer Theorie der Praxis auf der Grundlage der kabyliischen Gesellschaft, Frankfurt am Main 1976; Andreas Griebinger, Das symbolische Kapital der Ehre. Streikbewegungen und kollektives Bewußtsein deutscher Handwerksgelesen im 18. Jahrhundert, Frankfurt am Main u.a. 1981.

35 Vgl. Hans-Ulrich Wehler, Hg., Geschichte und Ökonomie, 2. durchgesehene u. erweiterte Aufl., Königstein/Ts. 1985, hier 15.

Rechte immer blasser und kürzer. Mit anderen Worten, bestimmte Interessen im konservativen Lager dominierten mehr und mehr den Staatsapparat. So hat auch die These vom „Primat des Staates“ ihre Grenze.

Winfried Schulze deckt Defizite bei der Vermittlung der „Dimensionen“ auf, wenn Wehler den „sozialen Konflikt“ in seinen von Herrschaft, Wirtschaft und Kultur bestimmten Verlaufstypologien als zusätzliche „Dimension“ ins Spiel bringt.<sup>36</sup> Wehler hat jedoch seinen Ansatz in DGG Bd. 1 immunisiert: Seine drei Dimensionen sieht er nämlich nicht als bloße „heuristische Hilfsmittel“, sondern auch als „realhistorische Wirkungszusammenhänge“.<sup>37</sup> Mit anderen Worten: Er setzt Modell und Realität in eins und unterlegt seinem Werk damit eine tautologische Argumentationsstruktur. Geschichtsstudenten würde man dies als Methodenfehler ankreiden.<sup>38</sup> Stammt die Formulierung jedoch aus derart berufenem Munde, ist sie – vielfach reflektiert – als dogmatische Verhärtung zu werten.

Die Kosten, die sich Wehler einhandelt, belasten die Darstellung gerade dort, wo die Autonomie spätestens seit der Romantik besonders weit gediehen zu sein scheint, in der Sphäre Kunst und Kultur: Für Wehler reduziert sich „Kultur“ auf die Kirchen, das Vereinswesen sowie die Zahl neugegründeter Akademien und die Reorganisation des (Hoch-)Schulwesens mit ihren Konsequenzen für die Entwicklung von Schüler- und Studentenzahlen. Nebenbei bemerkt: Allein die Symbiose von Staat und Kirche, aber auch die staatliche Dominanz bei der Gestaltung der Schullandschaft, bei der Festlegung der Bildungsinhalte, dem akademischen Arbeitsmarkt des Vormärz relativieren doch sehr den gewählten Ansatz.<sup>39</sup>

Hanisch hingegen ergänzt den quantifizierenden Zugriff durch – gemessen am Buchumfang – sehr ausführliche Erläuterungen der Sinngehalte von Kunstwerken aller Art in deren gesellschaftlichem Kontext. Daneben erwähnt er die sich unmodern gebende „Heimat- und Provinzkultur“ mit der Tendenz zum Folklorismus in ihrem partiellen Gegensatz zur Elitenkultur der Metropole. Beides, wäre anzufügen, stellt Modernisierungsphänomene im Sinne Hanischs und Wehlers dar, die von der Tourismusindustrie ausgeschlachtet werden. Immer wieder umgeht Hanisch das Dogma von der „relativen Autonomie“ der drei Dimensionen mit hohem Nutzen. Das heißt methodenbezogen: Der Autor führt gegen den deduktiven Ansatz

36 Vgl. Schulze, *Synthese*, wie Anm. 15, 396 f.

37 Wehler, *Gesellschaftsgeschichte*, wie Anm. 2, Bd. 1, 9.

38 Vgl. Jörn Rüsen's Skizze „der“ formalen historischen Methode in: ders., *Historische Methode*, in: Christian Meier u. Jörn Rüsen, Hg., *Historische Methode*, München 1988, 62–80, hier 75 ff.

39 Vgl. Wehler, *Gesellschaftsgeschichte*, wie Anm. 2, Bd. 1, 11 f., 268 ff., 472 ff.; Bd. 2, 210 ff., 458 ff.; blutleer vgl. Bd. 3, 1169 ff.; dazu ätzend die ansonsten respektvolle Kritik durch Lothar Gall, *Das harte Schwarzweißbrot der Geschichte*, in: *Frankfurter Allgemeine Zeitung* v. 10.10.1995, 30.



der Gesellschaftsgeschichte das induktive, hermeneutische Verfahren der Kunstinterpretation ein. Doch der Wechsel wird theoretisch nicht begründet, er läßt sich allein aus der Darstellung erschließen. Hier zeigt sich grundsätzlich, daß der gesellschaftsgeschichtliche Ansatz auf neuere Entwicklungen in Nachbardisziplinen, etwa die Rezeptionsästhetik, die das Paradigma von der „autonomen Kunst“ endlich zu Grabe getragen hat,<sup>40</sup> angewiesen ist, sie theoretisch aber nicht einbindet und wohl auch nicht einbinden kann. Die konträren Konzepte des Erklärens und Verstehens, die die Auseinandersetzung Max Webers und seiner Nachfolger mit den Vertretern des Historismus geprägt haben, prallen nach wie vor unvermittelt aufeinander.<sup>41</sup>

Wie sehr Kultur und Ökonomie zusammengehören, soll abschließend folgendes Beispiel zeigen: Schon vor dem Ersten Weltkrieg hieß es in einem Schreiben an den Wiener Verkehrsverein (zit. ÖGG, S. 197):

„Während die Herren Hoteliers und Cafetiers Wiens vom Buffet herab schmunzelnd die lustigen Gäste überblickten, pflanzten kühne Männer, zitternd vor Frost, schwankend im Schneesturme, das Banner der Wissenschaft auf die höchsten Spitzen der Berge Österreichs. Während die Herren unter dem glänzenden Kronleuchter, auf (sic!) dem glatten Boden der Speise- und Billardtische sicher dahinschritten, markierten brave Alpinisten Wege und Stege abseits von gähnenden Abgründen.“

Die pathetische Rhetorik, die in unfreiwilliger Komik auf dem glatten Boden ihrer Metaphern ausrutscht, ist zur Illustration der Wirtschaftsgeschichte des Tourismus in der Habsburgermonarchie gedacht. Doch liegt die Stärke der Quelle eher in ihrem Appell an kulturelle Deutungsmuster, die für den Tourismus jener Zeit Voraussetzung waren: die Ästhetisierung der Härte und Entbehrung, verbunden mit einer Kritik an einer am Höfischen orientierten Elitekultur. Und weiter: Was heißt „Banner der Wissenschaft“? Wurden auf den Gipfeln der Berge, einer bis heute wirksamen physikotheologischen Tradition folgend, nicht Gipfelkreuze errichtet?<sup>42</sup> Nimmt der Text – jenseits wirtschaftspolitischer Forderungen, die sich

40 Vgl. hierzu die u.a. mit den Namen Reinhart Koselleck, Wolfgang Iser und Hans Robert Jauf verbundene Reihe Poetik und Hermeneutik, die wichtige Impulse Theodor W. Adorno und Hans-Georg Gadamer verdankt. Vgl. Mommsen, Wandlungen, wie Anm. 20, 214 ff., 217. In diesem Kontext entstanden zahlreiche Untersuchungen zur Beziehung von Werkstruktur, Gesellschaftsstruktur und literarischem Markt, auf die hier nicht eingegangen werden kann, deren Beachtung aber für Kulturhistoriker unabdingbar notwendig ist. Jedenfalls dürften die „res fictae“ mittlerweile kein „Ärgernis der Historiographie“ mehr sein. Vgl. Hans Robert Jauf, Ästhetische Erfahrung und literarische Hermeneutik, Frankfurt am Main 1982, 324 ff.

41 Vgl. Mommsen, Wandlungen, wie Anm. 20.

42 Zum systematischen und historischen Hintergrund vgl. Ruth u. Dieter Groh, Von den schreck-

an das Zitat angeschlossen haben mögen – nicht Bezug auf eine kulturelle Debatte um Nutzen und Nachteil, um Sinn und Zweck der Bergwelt? Jede Quelle vereinigt in sich vielfältige Sinnbezüge, nicht nur ökonomische.

### Tendenzen zur Erweiterung des Paradigmas „Gesellschaftsgeschichte“

Beschäftigen wir uns zunächst mit der Frage: Ist die Grundkonzeption von „Gesellschaftsgeschichte“, wie sie Hanisch und Wehler einhellig vertreten, erweiterungsfähig? Über die heilige Dreifaltigkeit Arbeit – Herrschaft – Sprache ist genug gesprochen und gespottet worden – Hanisch ist sich dessen bewußt (S. 10).<sup>43</sup> Die tiefere Problematik dieses Ansatzes scheint uns in Folgendem zu bestehen:

– Aufgrund eines reduktionistischen Arbeitsbegriffs marxistischer Provenienz meinen Arbeit/Wirtschaft primär die technischen Prozesse menschlicher Naturaneignung, mit zwei fatalen Konsequenzen für die Theoriebildung: Der kommunikative beziehungsweise kulturelle Aspekt, der jeder Arbeit innewohnt, wird (zum Beispiel bei Jürgen Habermas) systematisch ausgeblendet.

– Natur wird dadurch letztlich zu einer abhängigen Variable menschlicher Kulturleistungen degradiert, obwohl sie als deren Voraussetzung anerkannt werden müßte. Sie müßte aus historischen wie systematischen Gründen zunächst unabhängig vom Menschen gedacht werden, allerdings ohne in die physiozentristische Falle zu laufen.<sup>44</sup>

– Es fehlen, damit zusammenhängend, Kategorien kulturell wirksamer, objektiv meßbarer wie subjektiv erfahrbare Räumlichkeit. Hier sollte nicht nur an die zweifelhafte Erklärungskraft (deutscher) Mittellage in deren Konsequenzen für das Spiel der Diplomatie erinnert werden (wie steht es mit der österreichi-

lichen zu den schönen Bergen, in: dies., *Weltbild und Naturaneignung. Zur Kulturgeschichte der Natur I*, Frankfurt am Main 1991, 92–149.

43 Nach Michael Gehler: „Regionale“ Zeitgeschichte als „Geschichte überschaubarer Räume“, in: *Geschichte und Region. Storia e regione 1* (1992), 85–120.

44 Wehler, *Gesellschaftsgeschichte*, wie Anm. 2, Bd. 1, 10, definiert Wirtschaft als den im „Stoffwechsel mit der Natur“ befindlichen Menschen, als „institutionalisiertes Regelsystem“ mit den Bezugspunkten Ressourcen, menschliche Kooperation und Technik. Was unter „Stoffwechsel“ als Metapher biologischer respektive medizinischer Provenienz verstanden werden soll, ob „Kooperation“ den Aspekt der Kommunikation auch jenseits der Geldzirkulation impliziert, müßte näher definiert werden. Zu Habermas' Arbeitsbegriff vgl. Dieter Groh, *Strategien, Zeit und Ressourcen* (1986), in: ders., *Dimensionen*, wie Anm. 21, 54–113, hier 78 f.; ders., *Spuren der Vernunft in der Geschichte*, in: ebd., 190–233, hier 228–232; zum Physiozentrismus Groh u. Groh, *Natur als Maßstab*, wie Anm. 30.



schen, der tschechischen, der polnischen usw. Mittellage?),<sup>45</sup> auch nicht nur an ihre nationalistisch-propagandistischen Bezüge (zum Beispiel in der nationalistischen oder faschistischen „Platz-an-der-Sonne“- und „Lebensraum“-Propaganda), sondern vor allem an die natur- und kulturräumliche Gliederung jeder Untersuchungsregion.

– Natur, Raumstruktur, historisch wirksame Zeiten und soziales Leben hängen engstens miteinander zusammen. Natürliche Gegebenheiten prägen etwa im Zusammenwirken mit der jeweiligen Sozial- und Besitzgrößenstruktur das generative Verhalten (nach Wehler: die „naturale Zeit“ einer Generation) und damit die individuellen und kollektiven „Lebenschancen“ (Hanisch).<sup>46</sup>

An die grundlegenden „Dimensionen“ einer Gesellschaftsgeschichte, die jene Tautologie vermeidet, die bei der Anwendung von Modernisierungskonzepten entstehen, sind folgende Forderungen zu stellen:

– Die Vermittlung zwischen den lebensweltlichen Logiken vergangener und gegenwärtiger Gesellschaften muß möglich sein. Das bedeutet methodisch: Die gewählten Dimensionen müssen für induktive oder auch für abduktive ebenso wie für deduktive Verfahren offen sein.

– Im Sinne nomologischer Wissenschaft muß die Möglichkeit zur Regelbildung, Meßbarkeit/Quantifizierbarkeit gegeben sein. (Hier hat der gesellschaftsgeschichtliche Ansatz durchaus Vorzüge.)

– Die gesellschaftsstrukturierende Relevanz von ‚Dimensionen‘ (siehe unten) muß dargelegt werden können.

– ‚Dimensionen‘ werden nur auf der heuristischen Ebene voneinander geschieden.

– Damit zusammenhängend ist der zunächst rein hypothetische Charakter des Ansatzes zu betonen. Ob heuristische Vorentscheidung und „realhistorische Wirkungszusammenhänge“ tatsächlich übereinstimmen, ob eine Dimension tatsächlich eine gesellschaftsstrukturierende Relevanz aufweist, sollte am Ende und nicht am Beginn der Analyse bestimmt werden.

45 Das Mittellagen-Theorem wird in bezug auf die deutsche Geschichte vor allem von Michael Stürmer und Andreas Hillgruber vertreten; dagegen polemisch Wehler, Preußen, wie Anm. 9, 60 ff.; aufschlußreich Hans-Dietrich Schultz, Deutschlands „natürliche“ Grenzen. „Mittellage“ und „Mitteleuropa“ in der Diskussion der Geographen seit dem Beginn des 19. Jahrhunderts, in: Geschichte und Gesellschaft 15 (1989), 248–281.

46 Vgl. z. B. Rainer Beck, Unterfinning. Ländliche Welt vor Anbruch der Moderne, München 1993; Arthur E. Imhof, Die verlorenen Welten, 2. Aufl., München 1985; Rudolf Schlögl, Bauern, Krieg und Staat. Oberbayerische Bauernwirtschaft und frühmoderner Staat im 17. Jahrhundert, Göttingen 1988; David W. Sabean, Property, Production and Family in Neckarhausen, 1700–1870, Cambridge u. a. 1990.

Damit ist noch keine Vorentscheidung über die inhaltliche Fixierung der „Dimensionen“ getroffen. Ohne Anspruch auf Vollständigkeit sei auf folgende Möglichkeiten verwiesen:

– Raumkategorien: Naturraum/Kulturraum; Zentrum/Peripherie; „Innen“ und „Außen“ im Leben einer menschlichen Gemeinschaft.

– Zeitkategorien: natürliche Wetterzyklen (langfristige Trends, der Jahresverlauf mit seinen Auswirkungen auf Aussaat und Ernte), im übrigen die von Wehler vorgeschlagenen Typen (wie Anm. 13).

– Grundlagen menschlicher Gemeinschaftsfähigkeit vs. Grundlagen menschlicher Aggressivität; Grundlagen menschlichen Denkens (z. B. Reduktion von Komplexität als Wahrnehmungsproblem in komplexen Gesellschaften); kurz: sozialpsychologische Grundlagen (als anthropologische Konstante?) und ihre konkrete gesellschaftliche Ausgestaltung (siehe unten).

– Kommunikation, Kommunikationssysteme (Verwandtschaft, „ganzes Haus“, Dorf, Markt, Religion usw.).

– Naturräumlich/kulturräumlich vorhandene vs. nachgefragte Ressourcen.

Es sei zugegeben, daß dieser Aufriß eine wichtige, am gesellschaftsgeschichtlichen Konzept geübte Kritik nur teilweise berücksichtigt: Einzelne Elemente enthalten die Möglichkeit, Verlaufsformen und Prozesse zu quantifizieren (Wetterzyklen, Marktzyklen), andere nicht. Er wäre deshalb zu ergänzen und zu differenzieren. Es wäre zu prüfen, ob „soziale Konflikte“ als geschichtliche „Kategorie“ gelten können; auch die großen Einheiten im Kampf um Macht und Einfluß (Fürstentum/Territorialstaat) müßten nicht nur in ihrer innenpolitischen, sondern auch in der außenpolitischen Dynamik berücksichtigt werden.

Diese Vorentscheidungen widersprechen denen der DGG. Sie lassen sich aber mühelos in das in der ÖGG von Hanisch ins Spiel gebrachte Konzept der Lebenschancen integrieren: Die Verfügbarkeit von Ressourcen, die Struktur sozial und natural bedeutsamer Räume, zeitliche Rhythmen, ökonomisches Wachstum, Leben und Sterben, die innere Konsistenz/Inkonsistenz von Weltbildern sind in bezug auf die Wahrnehmung/Nichtwahrnehmung von Lebenschancen von Bedeutung. Die genannten Kriterien sind darüber hinaus sowohl mit modernen Methoden meßbar als auch dem Denken und Handeln der historischen Subjekte wenigstens partiell verfügbar. So kann deren Sicht der Dinge, wenn auch durch die Quellen, die Quellenauswahl und -interpretation vielfach gebrochen, in den historischen Diskurs eingebracht werden.

Die einzelnen Theorien, die Hanisch stoffbezogen einsetzt, weisen teilweise durchaus über den dreigliedrigen Ansatz hinaus. So spielt die räumliche Dichoto-



mie Zentrum/Peripherie neben der Dichotomie Wirtschaft/Kultur, einem Modell Stein Rokkans zufolge, auch bei der Formierung der politischen Lager eine Rolle. Beide Dichotomien strukturieren die Gegensätze Besitz/Arbeit, Industrie/Gewerbe, Stadt/Land, Staat/Kirche sowie die Rivalitäten zwischen Ethnien und Sprachgruppen (S. 118). Weiter beschreibt Hanisch die Naturräume Österreichs und ihre Nutzung als landwirtschaftliche „Ökotypen“, ohne und mit Berücksichtigung des Tourismus (S. 93 ff.), einschließlich kurzen Angaben zur Hofgrößenstruktur und zum Gesinde- und Landarbeiterbedarf. Und er weist auf die früh bemerkbare Umweltzerstörung als Folge der Industrialisierung hin (S. 194). Auch stellt er die Frage, wie Fahrrad und Auto Raum- und Zeiterfahrung geprägt und damit kulturformend gewirkt haben (S. 166 ff.). In der DGG hätte diese Frage vor allem anhand des Eisenbahnbaus erläutert werden müssen, was zum Bedauern vieler Rezensenten unterblieben ist.<sup>47</sup> Kritisch anzumerken bleibt, daß sich Hanisch ebensowenig wie Wehler der Mühe unterzogen hat, Natur, Raum und Zeit(-erfahrung) als „relativ autonome Dimensionen“ (oder wie auch immer) in sein Gesellschaftsmodell zu integrieren. Der bloße Hinweis auf die selektive Theorieanwendung je nach Problemlage genügt da nicht. Denn so muß der Einfluß dieser Bedingungen auf die Mentalitäten der „einfachen Leute“ unbestimmt bleiben, wenigstens solange nicht Raumkategorien zur Beschreibung gesellschaftlicher Prozesse (wie z. B. das wienorientierte Migrationsverhalten; S. 45 ff.) herangezogen werden müssen.

Lassen sich ‚Struktur‘ und ‚Handeln‘ besser integrieren?

Wir haben gezeigt, daß das auf einer Dreigliederung basierende, modernisierungstheoretisch perspektivierte Modell der „Gesellschaftsgeschichte“ historische Entwicklungen und Ereignisse rein gegenwartsbezogen, normativ im Sinne einer liberaldemokratischen Weltanschauung bewertet, daß die „soziale Logik“ der historischen Subjekte damit bestenfalls zufällig adäquat erfaßt werden kann. Stellt die auch von Hanisch ins Spiel gebrachte ‚dichte Beschreibung‘ eine echte Alternative dazu dar?

Befassen wir uns näher mit dem Begriff: Er wurde aus der Ethnologie/Anthropologie in die Geschichtswissenschaft eingeführt.<sup>48</sup> „Dichte Beschreibung“ dient

47 Vgl. Wehler, Gesellschaftsgeschichte, wie Anm. 2, Bd. 2, 271 (Streiks von Eisenbahnarbeitern); 614 ff. (Expansion der Eisenbahnen); vgl. ansonsten die zahlreichen Hinweise im Register.

48 Vgl. Hanisch, Schatten, wie Anm. 1, 11 f.; dazu Clifford Geertz, Dichte Beschreibung. Beiträge zum Verstehen kultureller Systeme, Frankfurt am Main 1983; für die Einführung der „dichten

als Methode zum Verstehen fremder kultureller Systeme; und zwar dadurch, daß der Feldforscher in Kontakt mit der zu untersuchenden Gruppe tritt und durch anhaltende Interaktion nach und nach deren Verhaltensweisen ermittelt. Diese Verhaltensweisen interpretiert er (im Extremfall: immer neu) nach den Ergebnissen der jeweiligen Schritte im Interaktionsprozeß. Das Ziel ist die Erkenntnis der ‚sozialen Logik‘, der offenen und der verdrängten Anteile in der Ideologie, in den Verhaltensmustern usw. der zu erforschenden Gesellschaft in all ihren wirtschaftlichen, politischen und kulturellen Aspekten. Der Feldforscher eignet sich durch Kommunikation die kulturellen Standards „seiner“ Ethnie an, um durch Perspektivenwechsel schließlich unbewußt wirksame Strukturen zu entschlüsseln.

Man sieht sofort: Der Ansatz lebt von der permanenten Hypothesenbildung; die Hypothesen werden je nach kommunikativem Kontext bestätigt oder in Frage gestellt. Das Forschungsobjekt, eine lokale Gesellschaft, ist in der Lage, in der für sie spezifischen Weise auf die Herausforderungen des Forschenden (oder die Tatsache, daß es ihn überhaupt gibt) zu reagieren. Doch für die Praxis des Historikers gilt dies nur sehr eingeschränkt. Nicht immer reicht die Quellenbasis für eine ‚dichte Beschreibung‘.<sup>49</sup> Die Korrektur von Hypothesen und Methoden erfolgt zunächst ausschließlich im Kopf des Forschers (zumindest der wissenschaftlichen Norm nach, die rationale Überprüfbarkeit verlangt). Vom „dialogischen Prinzip der Verständigung“ mit der Vergangenheit<sup>50</sup> wird oft gesprochen; doch ist in Rechnung zu stellen, daß der Forschende durch seine Theorie und seine Methode gewissermaßen Sinn und Grammatik der Sprache der historischen Subjekte neu bestimmt, und dies nicht erst dort, wo er vom Besonderen zu abstrahieren beginnt. Deshalb muß die Auswahl des Besonderen, etwa eines Ereignisses, eines Kulturgegenstandes, theoretisch vorgeklärt werden: Die Verständigung mit den historischen Subjekten als Programm kann da zumindest eine Basis für Selbstkritik schaffen. In den besten Studien geschieht dies auch.<sup>51</sup> Daß dort Bezugnahmen auf Modernisierungstheo-

Beschreibung“ als Konzept in die deutsche Geschichtswissenschaft plädiert, verbunden mit teilweise überzogener Kritik an Wehlers und Jürgen Kockas „historischer Sozialwissenschaft“, Hans Medick, „Missionare im Ruderboot“? Ethnologische Erkenntnisweisen als Herausforderung an die Sozialgeschichte, in: *Geschichte und Gesellschaft* 10 (1984), 295–319, 300 f. (zur Frauengeschichte); 307 ff. (zu Geertz).

49 Nicht in jedem Falle dürfte eine derart „dichte“ Quellenlage gegeben sein, wie sie David Sabeau, *Property*, wie Anm. 46, zur Verfügung stand, vom Arbeitseinsatz ganz zu schweigen.

50 Norbert Schindler, *Für eine Geschichte realer Möglichkeiten*. Nachwort zu Natalie Z. Davis, *Humanismus, Narrenherrschaft und die Riten der Gewalt*. Gesellschaft und Kultur im frühneuzeitlichen Frankreich, Frankfurt am Main 1987, 328–349, hier 339.

51 Vgl. etwa Hans Medick u. David Sabeau, Hg., *Emotionen und materielle Interessen*. Sozialanthropologische und historische Beiträge zur Familienforschung, Göttingen 1984.



rien eher verpönt sind, ist, was die lebensweltliche Logik des Forschungsgegenstandes betrifft, sicher von Vorteil. Allerdings ist generell kein adäquater Ersatz für diese Theorien und damit für Strukturtheorien gefunden worden, und so ist das Problem, das bei einer eklektizistischen Theorieauswahl entsteht, nicht gelöst. Ohne Vororientierung, ohne Standortbestimmung in der gegenwärtigen, immer noch weitgehend von der „Gesellschaftsgeschichte“ bestimmten Theoriediskussion ist für den Historiker ‚dichte Beschreibung‘ allein keine Methode, erst recht keine Theorie, sondern bloße Deklaration wohlmeinender Absichten.<sup>52</sup>

Das Dilemma besteht darin, daß bislang keine Theorie formuliert wurde, wie die unterschiedlichen Theoreme ethnologischer, anthropologischer, ökologischer usw. Provenienz zu organisieren seien. Deshalb müßten allgemeine Vorentscheidungen mit dem Ziel der Konsensfindung, wie es die „Gesellschaftsgeschichte“ wenigstens versucht, diskutiert werden. Ein Brennpunkt der Auseinandersetzung wäre etwa die oft zitierte Frage nach der angeblichen relativen Autonomie der sogenannten Dimensionen. Karl Polanyi sprach bekanntlich von der sozial und institutionell „eingebetteten“, normativ geregelten und nicht marktregulierten Ökonomie in traditionellen Gesellschaften.<sup>53</sup> Seine Theorie hat Anthropologen mit unterschiedlichen Ansätzen wie Marshall Sahlins, Pierre Bourdieu oder Maurice Godelier beeinflusst. Neuerdings geben auch zahlreiche Historiker die Unterscheidung von Kultur und Ökonomie auf und formulieren wie Norbert Schindler die Hypothese, „daß außerhalb der bürgerlichen Gesellschaft und – genaugenommen – ihrer Hochkultur Kultur und Ökonomie nicht als separate soziale Dimensionen analysiert werden können.“<sup>54</sup> Schindler gibt aber andererseits zu bedenken, „daß Kultur und Ökonomie auch in der Lebensweise der Unterschichten keine vollständig aufeinander reduzierbaren Größen bilden“. Die Kultur der Unterschichten wird als „Kultur der Arbeit“, aber gleichzeitig als symbolisches System gedeutet, das vielfältige Handlungsmuster generiert, die sich trotz aller „harten ökonomischen Zwänge“ nicht in der bloßen Reaktion auf jene erschöpfen. Stattdessen wird das Leben und Überleben als Ergebnis einer – freilich systematisch begrenzten – „Improvisationskunst“ im Sinne einer gelungenen Auswahl aus vielfältigen Handlungsalternativen begriffen, mit Rückwirkungen auf den Arbeitsprozeß und auf das Verhältnis des Menschen zu seinen Arbeitsmitteln.<sup>55</sup> Das kulturelle System ge-

52 Vgl. auch Schulze, Synthese, wie Anm. 15, 339 f.

53 Karl Polanyi, *The Great Transformation. Politische und ökonomische Ursprünge von Wirtschaftssystemen* (1944), Frankfurt am Main 1978.

54 Norbert Schindler, *Widerspenstige Leute. Studien zur Volkskultur in der frühen Neuzeit*, Frankfurt am Main 1992, 38, 22.

55 Vgl. ebd. 20 ff., hier 41 ff.; diese These gegen Bourdieus Unterscheidung zwischen dem miß-

neriert eine mehr oder weniger lange Reihe von gebrauchswertorientierten, oft arbeitsintensiven und symbolbehafteten Handlungsalternativen, die nicht in der Bewertung durch das Zeichensystem Geld aufgehen.

Die Gefahr ist jedoch nicht von der Hand zu weisen, daß – insbesondere im Hinblick auf vorindustrielle Gesellschaften – die prinzipiell offene Frage nach dem Verhältnis von „Sprache“ und „Arbeit“ zugunsten der Annahme eines „Primats des Kulturellen“ über das Ökonomische vorentschieden wird. Damit würde nur der marxistische Glaubensakt vom „Primat des Ökonomischen“ (der „Basis“) über das Kulturelle und Politische (den „Überbau“) durch einen anderen Glaubensakt ersetzt.<sup>56</sup>

Läßt sich der – oft gar nicht ausgetragene – Perspektivenstreit dadurch umgehen, daß man den Menschen als „Gattungswesen“ (Marx), den Menschen in seiner „Fehlbarkeit“ (Nipperdey),<sup>57</sup> mit seinen Möglichkeiten, Bedürfnissen und Grenzen als Ansatz für die gesellschaftsgeschichtliche Analyse wählt? Ein solcher Ansatz wäre von nur beschränktem Nutzen. Es gehört zum Handbuchwissen jeder Gesellschaftswissenschaft, daß die biologisch faßbaren „Triebe“ und „Impulse“ des Menschen, obwohl oder gerade weil er, um zu überleben, zur Ausbildung von Gesellschaften gezwungen ist, sozial undeterminiert sind. Sie müssen erst in einem langen Sozialisationsprozeß gefördert, verdrängt, gerichtet, kurz: mit sozialen Bedeutungsgehalten versehen werden. Von daher stellt sich die Frage nach den sozialen Institutionen, die dies jeweils bewirken.<sup>58</sup> Damit sind wir wieder bei der Notwendigkeit der Strukturgeschichte angelangt, da jede soziale Institution, so das Axiom der Gesellschaftswissenschaft, als Struktur begriffen werden muß, will man Regelmäßigkeiten erfassen, vom Besonderen auf das Allgemeine schließen können oder umgekehrt.

Methodisch entsprechend vorgeklärt, könnte ‚dichte Beschreibung‘ durchaus zu einer komplementären Strategie „historischen Argumentierens“ (Jürgen Kocka) werden. Mikrohistorie, das heißt auch Geschichte von unten und innen, die Beto-

verständlichen Begriff des „Notwendigkeitsgeschmacks“ der Unterschichten und dem „Freiheitsgeschmack“ der Eliten (35).

56 Vgl. hierzu die Kritik an Sahlins durch Dieter Groh, *Ethnologie als Universalwissenschaft* (1982), in: ders., *Dimensionen*, wie Anm. 21, 42–53, hier bes. 49, 52 f.

57 Nipperdey, *Gesellschaftsgeschichte*, wie Anm. 29, 414.

58 Vgl. Hans Gerth u. C. Wright Mills, *Person und Gesellschaft. Die Psychologie sozialer Institutionen*, Frankfurt am Main u. Bonn 1970. Das Werk ist längst überholt, was den Forschungsstand der Sozio- und Neurobiologie betrifft, betont aber gegenüber naturwissenschaftlichen Ansätzen mit nach wie vor wichtigen Argumenten die Notwendigkeit der Gesellschaftswissenschaften Soziologie, Psychologie und Sozialpsychologie.



nung des subjektiven Sinns, der kulturellen (im anthropologischen Sinn) Orientierungen, der Innenseite des Geschehens, erschließt sich allein mit hermeneutischen Verfahren. Es geht um die Decodierung ‚sozialer Logik‘<sup>59</sup> von Verhalten und Handeln vor dem Hintergrund kultureller Normen. Bleibt man jedoch bei einem solchen Verfahren stehen, verfällt man in einen spiegelbildlichen Reduktionismus im Verhältnis zur „Historischen Sozialwissenschaft“, nämlich in einen subjektivistischen.<sup>60</sup> Der objektivistische Reduktionismus ist gekennzeichnet durch das absolute Dominieren von Prozeßlogiken und Strukturen sowie von Verfahren, die man wohl eher der instrumentellen denn der kommunikativen Vernunft zurechnen kann.<sup>61</sup>

Ein nichteklektischer Ergänzungsvorschlag, der an anderer Stelle „postinstrumentelle Geschichtswissenschaft“ genannt,<sup>62</sup> seit 1980 vorgetragen<sup>63</sup> und auch bereits realisiert wurde,<sup>64</sup> sieht so aus: Den Ausgangspunkt bildet die Forderung, strukturtheoretische und handlungstheoretische Konzepte zu integrieren. Anders gesagt: Die soziale Logik einer Gruppe kann nur dann analytisch voll erfaßt werden, wenn es nicht nur gelingt, subjektiven Sinn und subjektive Bedeutung zu decodieren (E.P. Thompson),<sup>65</sup> sondern auch objektiven Sinn zu begreifen. Dabei können strukturtheoretische Konzepte und Verfahren auf der systemintegrativen, handlungstheoretische auf der sozialintegrativen Ebene angewandt werden. Diese

59 Zum Begriff, der von E.P. Thompson stammt, vgl. Groh, Strategien, in: ders., Dimensionen, wie Anm. 21, 60–62. Zur analytisch-kategorialen Trennung von Handeln und Verhalten: ders., Pierre Bourdieus „allgemeine Wissenschaft der Ökonomie praktischer Handlungen“ (1980), in: ebd., 15–27, hier 22 f.

60 Zur Kritik an diesem Reduktionismus vgl. Dieter Groh, Zur Einführung in das Werk von E.P. Thompson (1980), in: ebd., 148–174, hier 167–169.

61 Vgl. Dieter Groh, Die französische Strukturgeschichte und ihre Methoden (1971/73), in: ebd., 117–147, hier 141; Griebinger, Kapital, wie Anm. 34, 28–35.

62 Vgl. den Beitrag gleichen Titels von Dieter Groh (1988) in: ders., Dimensionen, wie Anm. 21, 182–189.

63 Vgl. Groh, Einführung, wie Anm. 60, 169–171.

64 Methodisch reflektiert realisiert von Griebinger, Kapital, wie Anm. 34; Martin Zürn, „Ir aigen libertet“. Waldburg, Habsburg und der bäuerliche Widerstand an der oberen Donau, Phil. Diss., Universität Konstanz 1994; von Groh ansatzweise realisiert in seiner Analyse des Ausbruchs des Ersten Weltkrieges: Dieter Groh, Negative Integration und revolutionärer Attentismus. Die deutsche Sozialdemokratie am Vorabend des Ersten Weltkrieges, Berlin 1973. Dort wird gezeigt, wie objektive Bedingungen (Ökonomie, internationale Politik, Rüstung, Parteikonstellationen) sich auf der Ebene der Akteure in Handlungszwänge umsetzen. Wehler hat auf diese Interpretation in seinen Ausführungen zur Julikrise 1914 (Gesellschaftsgeschichte, wie Anm. 2, Bd. 3, 1152–1168) teilweise zurückgegriffen und sich damit dem hier postulierten Verfahren etwas angenähert.

65 Dies ist einer Formulierung Thompsons nachempfunden, es sei Aufgabe des Historikers „to decode the evidence of behaviour“.

Unterscheidung wurde von David Lockwood eingeführt und von Jürgen Habermas weiter ausgearbeitet.<sup>66</sup> Sozialintegration findet in der symbolisch strukturierten Lebenswelt und in deren Institutionen statt, in denen Individuen und Gruppen kommunizieren. Systemintegration hingegen meint die spezifischen Steuerungsleistungen eines selbstgeregelt Systems, also Prozesse und Strukturen, die sich unabhängig von den Absichten und Meinungen der Akteure bilden und unabhängig von deren Deutungen und Handlungen ablaufen.

In einem nächsten Schritt stellt sich das Problem der Vermittlung der beiden analytisch getrennten Ebenen. Die sozialintegrative Ebene ist „relativ autonom“, da sie nicht aus der systemintegrativen schlicht ableitbar ist, gleichwohl aber nur innerhalb des systemintegrativen Kontextes variieren kann. Oder anders formuliert: Die Systemintegration ist die strukturelle Dominante,<sup>67</sup> die den Spielraum, Rahmen oder Korridor dafür festlegt, wie zum Beispiel Reproduktionsprobleme gelöst werden, Klassenbewußtsein oder kulturelle Produktionen entstehen und sich entfalten können. Linear sind sie jedoch – wie gesagt – nicht abzuleiten. (Aus dem wissenschaftstheoretischen Faktum, daß sie mit der Systemebene die strukturelle Dominante analysiert, bezieht offenbar die „Historische Sozialwissenschaft“ ihren aufklärerischen Impetus und ihren Gestus der Überlegenheit.) Vermittelt werden die beiden Ebenen im je eigenen sozialen Feld der Akteure, in dessen Rahmen zur Handlungs- und Verhaltensorientierung Deutungsmuster generiert werden. Diese sind gewissermaßen zweidimensional, weil sie sowohl „objektiven“ als auch „subjektiven“ Sinn integrieren. Der objektive Sinn erschließt sich analytisch in verdrängten, desymbolisierten Motivationen sowie in strukturellen Handlungszwängen, das heißt auch in Steuerungsprinzipien oder Regelsystemen von Gesellschaften, die in

66 Vgl. David Lockwood, *Social Integration and System Integration*, in: Georg K. Zollschan u. Walter Hirsch, Hg., *Explorations in Social Change*, Boston u.a. 1964, 244–257; Jürgen Habermas, *Zur Rekonstruktion des Historischen Materialismus*, Frankfurt am Main 1976, 222. – Den folgenden Vorschlag hat Groh zwischen 1980 und 1984 entwickelt; vgl. die zitierten Beiträge zu Pierre Bourdieu und E.P. Thompson, auch Dieter Groh, „Geschichte von unten – Geschichte von innen“. Blick über die Grenzen (1985), in: ders., *Dimensionen*, wie Anm. 21, 175–181.

67 Demgegenüber beharrt Reinhard Sieder auf einem dialektischen Verhältnis beider Bereiche, ohne sich auf Präponderanzen festzulegen: Sozialgeschichte analysiere „die Dialektik von den je und je vorfindlichen Handlungsbedingungen und den Praktiken der Akteure. Die soziale Wirklichkeit (...) erscheint nun doppelt konstituiert: Zum einen aus den Gegebenheiten, die sich als Strukturen des Sozialen, des Ökonomischen, des Politischen beschreiben lassen, und zum anderen aus dem Handeln und Deuten der Akteure, die diese strukturierten Gegebenheiten (‘die Strukturen’) hervorbringen und verändern“; ders., *Sozialgeschichte auf dem Weg zu einer historischen Kulturwissenschaft?*, in: *Geschichte und Gesellschaft* 20 (1994), 445–468, zit. 448, ähnlich 465 u.ö.



den Deutungsmustern eben nicht zur Disposition der Akteure stehen;<sup>68</sup> jedenfalls nicht im normalen Leben, sondern nur in Krisenzeiten. Solche Vermittlungsleistungen können durchaus scheitern, was zur Konsequenz hat, daß falsches Bewußtsein entsteht, negative Lernprozesse eingeleitet werden, Deutungsmuster für bestimmte Gruppen dysfunktional werden, für den Bestand des Gesamtsystems jedoch durchaus funktional bleiben können, oder aber umgekehrt, daß sozialintegrative Momente mit systemintegrativen Veränderungen nicht mehr kompatibel sind.<sup>69</sup>

Das hier vorgestellte Modell vermeidet nicht nur subjektivistische, kulturalistische und objektivistische Dilemmata oder Reduktionismen, sondern auch anachronistische, d.h. kontextinadäquate Interpretationen. Denn die analytischen Ebenen System- und Sozialintegration verändern sich in ihrem Verhältnis zueinander im Laufe der Geschichte, zum Beispiel durch „Entkoppelung von System und Lebenswelt“ in der Moderne, um eine Formulierung von Habermas zu gebrauchen.<sup>70</sup> Daraus ergibt sich aber, daß das analytische Instrumentarium selbst historischem Wandel unterworfen ist. Daraus folgt wiederum, daß eine abstrakte Vorentscheidung darüber, welche Elemente genau der systemintegrativen und welche der sozialintegrativen Ebene zuzuordnen sind, nicht möglich ist.<sup>71</sup>

Hierzu ein abschließendes Beispiel: Einem Bauern, dessen Vorfahren jahrhundertlang gegen die vom Grund- oder Ortsherrn geforderten Jagdfronen Widerstand geleistet hatten, der nun aber selbst – scheinbar paradox<sup>72</sup> – gegen die monetäre Ablösung derselben während der Agrarreformen Front machte, wird man schwerlich mit dem modernisierungstheoretisch inspirierten Urteil gerecht, die aus

68 Zu diesem Problem vgl. Groh, Bourdieu, in: ders., Dimensionen, wie Anm. 21, 22 f.

69 Zur Illustration vgl. Griebinger, Kapital, wie Anm. 34, der die Reaktion der Handwerksge-  
sellens auf ökonomische und politische Strukturveränderungen am Ende des 18. Jahrhunderts  
beschreibt.

70 Jürgen Habermas, Theorie des kommunikativen Handelns, Frankfurt am Main 1981, Bd. 2,  
229 ff.

71 Ein Argument für unsere Behauptung kann man z. B. systematisch gewinnen aus der Bestim-  
mung der jeweils für eine bestimmte Gesellschaftsform maßgeblichen Produktionsverhältnisse in  
der Theorie von Maurice Godelier, Natur, Arbeit, Geschichte. Zu einer universalgeschichtlichen  
Theorie der Wirtschaftsformen, Hamburg 1991; die Kurzfassung der wichtigsten Momente bei  
Dieter Groh, Maurice Godelier: Verwandtschaftsstrukturen, Religion und Politik als Elemente  
von Produktionsverhältnissen, in: ders., Dimensionen, wie Anm. 21, 27–34. Dagegen wieder Sieder  
(wie Anm. 67, hier 449), der „Kultur“ als Symbolsystem wohl ganz der sozialintegrativen  
Ebene zuordnen würde.

72 Ein Paradox, das erklärbar ist durch Konzepte der Subsistenzökonomie, vgl. Groh, Strategien,  
wie Anm. 44, oder agrarischer „household economy“; zum Begriff vgl. Harriet Friedman, House-  
hold Production and the National Economy: Concepts for the Analysis of Agrarian Formations,  
in: Journal of Peasant Studies 7 (1979/80), 158–185.

ihm sprechende „zählebige Resistenz der Traditionen“ verhindere eine „objektiv“ notwendige Modernisierung.<sup>73</sup> Dies erinnert allzusehr an Avantgarde-Theorien à la Lukács, die ja auch – modernisierungstheoretisch ausgerichtet, wie sie waren –, Einsicht in und Urteil über den Geschichtsprozeß zu monopolisieren beanspruchten. Auf der systemintegrativen Ebene wäre zum Beispiel zu prüfen: Sind die Märkte so gestaltet, daß über sie die Mittel zur Ablösung erwirtschaftet werden können? Wie geht die überlokale Politik dieses Problem an? Auf der sozialintegrativen Ebene wären – mikrohistorisch – die Möglichkeiten des Hofes zur Produktion der notwendigen Überschüsse, die soziale Verflechtung seiner Bewohner und ihre Bedeutung im Hinblick auf das Marktgeschehen, schließlich ihre produktionsrelevanten Mentalitäten allgemein zu bestimmen. Letzteres dürfte die Brücke zwischen Makro- und Mikrohistorie schlagen: Ist Ökonomie auch dort als Optimierung von Nutzen zu bestimmen? Wie werden Raum und Zeit in diesem Zusammenhang gesehen? Wie verhält sich der Wunsch nach Muße zum Zwang zur Arbeit?

Viele Fragen, doch nur einseitige Antworten, wenn man die genannten Gesellschaftsgeschichten zu Rate zieht. Ihre erkenntnisleitenden Interessen, ihre zu realhistorischen Wirkungszusammenhängen umgeschmiedeten heuristischen Dimensionen schlagen Schneisen, dreispurige Autobahnen der Erkenntnis, ins Dickicht der Vergangenheit, ohne die ‚ökologischen‘ Kosten zu berücksichtigen. Hanisch versucht diese Kosten weitgehend zu vermeiden, bezahlt aber mit im Vergleich zu Wehler geringerer analytischer Stringenz: Seine ‚Autobahn‘ der Erkenntnis nimmt eher Rücksicht auf die Natur der Geschichte, steuert attraktive Aussichtspunkte an; sie zwingt aber auch zu Umwegen, denn sie hat Schlaglöcher, geflickten Belag: Der wechselnd deduktive und induktive Untergrund führt zu Oberflächenspannungen.

Der gesellschaftsgeschichtliche Ansatz hat Maßstäbe gesetzt, was die Benennung der handlungsleitenden Interessen, der politisch-moralischen Orientierung und der theoretischen Grundlagen betrifft. Seine Grundpositionen werden bis heute verteidigt, ja Wehler – und mit ihm Hanisch – preist nach dem praktischen Scheitern des Kommunismus einen geläuterten modernisierungstheoretischen Ansatz „als einziges attraktives Theorieangebot für die Geschichtswissenschaft von der Neuzeit“ an.<sup>74</sup> Sein langer Schatten wird die geschichtstheoretische Debatte weiter bestimmen. Ob in ihm aber nicht doch mehr verkümmert als gedeiht, ist noch nicht erwiesen.

73 Wehler, *Gesellschaftsgeschichte*, wie Anm. 2; entsprechende Kritik an den „Historischen Sozialwissenschaften“, als deren Vertreter sich Wehler begreift, bei Medick, *Missionare*, wie Anm. 48, 295 ff.

74 Wehler, *Gegenwart*, wie Anm. 4, 9.